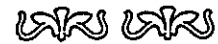


Else Kampf

Südwest-Afrikanische
Novelle.

Von
Rich. Carow.



517/9998

Handwritten notes, possibly a title or reference.

I.

Man saß gemächlich im Store von Wecke und Voigts, der nun schon reichlich 10 Jahre in Oka-handya florierte. Oka-handya, die Residenz des Oberhäuptlings der Herero, Samuel Maharero, hatte es vor der Gründung des Stores immer recht schmerzlich empfunden, daß sie kein Kaufhaus hatte, denn es mangelte am Nötigsten, an Branntwein und Tabak.

Fast gleichzeitig mit der ersten militärischen Besatzung, die 1894 Leutnant Eggers dorthin führte, etablierten sich Wecke und Voigts. Dem mangelnden Bedürfnis war abgeholfen. Samuel und seine Großen erhielten "Suppi".

Die 6 - 8 Mann der Schutztruppe machten inzwischen eigenhändig Lehmsteine, fundamentierten mit losen Klippen und bauten Stein auf Stein. Oft fielen die Wände wieder ein, weil die Steine nicht gebrannt waren und einfach wegliefen. Man hatte Lehm aus Termitenhügeln entnommen, die Eier dieser Riesenameise entwickelten sich im Stein und liefen als fertige Termiten davon, nicht ohne den Soldaten die Schuhe und Wäsche aufgefressen zu haben. Von den Schuhen fand man noch die Schnürhaken aus Messing und die Hackeneisen, die unverdaulich für die gefräßigen Hügelbauer waren.

Dann war man vorsichtiger und suchte ein richtiges Lehmager, formte, fundamentierte, baute von neuem.

46/570.7

Stadt- u. Univ.-Bibl.
Frankfurt/Main

In vier Wochen war eine zweite Ruine entstanden, denn man hatte kein Wellblech zum Eindecken der „Festung“. Es wurde geschrieben, Wagen wurden gechartert oder vielmehr requiriert, dann wartete man 4 und 8 Wochen. Der Wagen kam mit Reis, Mehl, Proviant aller Art, aber ohne Wellblech. Dies hatte man in Dhimbingwe, halbwegs Smapopmund-Dkahandhya, abgeladen, da man auch dort baute. So begann die Regenzeit!

Sa, ja, man war damals sparsam in Berlin. Die Ruinen konnten die Soldaten ja wieder aufbauen. Fenster, richtige Fenster, gab's schon 1897. Türen wurden zuerst aus leeren Bierkisten fabriziert, deren Inhalt (48 Flaschen) man mit 90 bis 100 Mark erstand und austrank. Wenigstens war dann Holz da zu Schemeln, Betten, Schränkchen, Tischen und Türen. Vorläufig verhängte man die Fenster mit leeren Reisfäcken. Licht flutete durch die Schießscharten. Kaum glaublich, daß wohl je wieder unter so entsetzlich schwierigen Verhältnissen Besten entstehen, wie damals. Man schrieb nach der Heimat: „Feste Dkahandhya, den 10. Mai 1896“ und schüttete dann sein Herz aus. Inzwischen bivaktierte man lustig in der Feste, da das Dach, als es endlich fertig, aber nicht genug verankert war, von einem Orkan hochgehoben und bis zum Kaufhause Wecke und Voigts, das wenigstens 300 Meter weiter stand, geschleudert worden war. Man fand zersplitterte Balken und total verbogene Wellblechplatten. Im Innern schwamm friedlich nebeneinander das Bureau, die Apotheke, Wäsche und Haushaltsgegenstände, denn der Orkan hatte zur Gesellschaft eine Art Wolkenbruch mitgebracht, dem dies abgedeckte Dach willkommen war. Und doch ent-

stand die Feste Dkahandhya durch Beharrlichkeit und eisernen Fleiß und — nachdem die Sparsamkeit nachgelassen. — — — — —

Also man saß und stand im Sneipzimmer bei Wecke und Voigts. „Man“: Zuerst ein Farmer namens Hehl, der selbst früher in Windhoet einen Store besaß, viel Pech und Unglück hatte, sich indessen heraus half durch Energie und Tatkraft, die ihm seine wirklich reizende Gattin stärkte. Er war im Stande, die Farm „Feldbau“ zu gründen, die nahe bei Dkahandhya lag. „Man“ großer, etwas finster dreinblickender Mann mit martialischem Schnurrbart, hoher Bierziger, kurze rauhe Sprache, aber — ein gutes Kindesherz, das dann und wann unter den buschigen Brauen aus den Augen hervorlugte, im Blick.

Dann ein Schmiedemeister Galuz, welcher der Truppe angehört hatte. Bei seiner Strebsamkeit nahm es nicht Wunder, wenn man ihn wohlsituiert nennen konnte. Er war klein und sah unendlich jung aus, ein Frauengesicht und war streng fromm-katholisch.

Wären noch zwei Händler zu erwähnen, die bei Wecke und Voigts Einkäufe gemacht hatten und im Begriff waren, ins „Weld“ d. h. zu den heidnischen Hererostämmen zu ziehen, um dort ihre Waren gegen Rindvieh loszuschlagen. Beide bärtig, im mittleren Alter, den unvermeidlichen Tabakstumpel, die kleine Pfeife, im schiefen Mundwinkel.

Die auffallendste Erscheinung bot der Inhaber eines ebenfalls in Dkahandhya belegenen Stores namens Dünnherr. Er war weder interessant noch groß, noch geistig hervortragend. Aber er war, man mußte es gestehen, bildhübsch und dabei erst 33 Jahre, dann blond, hatte flotten Schnurrbart, blaue Augen, Grübchen auf beiden Wangen! Man wird sagen, dies sei bei-

nahe weibisch. Indessen muß man den Mann weiter betrachten: Muskulös, zirka 1,75 groß, breitschultrig, volles Mannesorgan.

Der Schutztruppe und der Besatzung Okahandya mehrere Jahre zugeteilt, hatte er es nur bis zum Gefreiten gebracht, obschon er 6 Jahre Soldat und nie bestraft war. Er war eben nur — Schuhmacher und arbeitete für die Besatzung. Machte man ihn zum Korporal, so verlor man den Handwerker! Er selbst machte sich aus dieser Geschichte wenig, denn er hatte seine eigenen Pläne, die er 1898 verwirklichte, indem er in der Nähe des Behm-Palastes Samuel Maharero's seinen Store mietete. Becke und Voigts unterstützten ihn, sie kannten keinen Futterneid, da sie erstens sehr reich waren, dann aber auch ihr Geschäft mehr im Welde lag, da alle Händler bei ihnen die Waren, die sie im Welda- und Tauschhandel benötigten, entnahmen und dafür Vieh heimbrachten. Das Truppenkommando nahm den größten Teil vom Schlachtvieh dann wiederum von Becke und Voigts. Als Äquivalent für die Beihilfe bot Dünnherr den Grobisten das, indem er seine gesammelten Waren von ihnen entnahm, natürlich zu kleinen Preisen.

Zuerst fing er klein an, der Dünnherr. Er erstand ein altes Behmhaus von dem später so gräßlich ermordeten Willy Pean, welches dieser von seinem Vater, einem Englishman, ererbt hatte. Als dann die Eisenbahn via Okahandya nach Windhoek angelegt war, gründete er ein „Hotel“, indem er noch 4—5 Zimmer anbaute, und geschmackvoll aber einfach ausstattete. Jetzt hatte er alles, nur kein Weib, d. h. kein weißes. Schwarze Schönen waren ja wohlfeil, diese flößten ihm aber mit der Zeit Ekel ein. Und dann seine

Gäste! Den meisten war es doch widerlich, zu wissen, daß die Beefsteaks von schwarzen Händen zubereitet wurden, denn mit der Eisenbahn kamen verfeinerte Sitten.

Dünnherr — Feliz nannte er sich noch — half auch diesem Uebelstande ab. Er setzte kurz entschlossen einen seiner Freunde, der gerade nichts Wichtigeres zu tun hatte, in den Store, hieß ihn das Hotel verwalten, reichte ihm die Hand und sagte: „Mach' Deine Sache gut, alter Junge, in 4 Monaten bin ich zurück!“

Man macht drüben kein Wesen, wenn man mal auf $\frac{1}{2}$ Jahr abreist. „Adieu!“ das ist schon Alles, was man einander zuruft. Werden uns schon wiedersehen, und wenn nicht? — Ei dann? — Dann nicht! — Das Leben macht hart! — — — — —

In genau 3 Monaten 4 Tagen landete Feliz Dünnherr wieder in Swakopmund mit der „Alexandra Woermann“ und war 4 Tage später in Okahandya, wo sein Freund im Store saß und gerade eine „Spaten“ trank.

„Guten Tag, Frik! (das war der Hausverwalter und Freund) Na, hat Alles geklappt?“ Und ob! Guten Tag, Feliz! — — — Ah!“ machte dann Frik. „Donnerwetter!“

In den Store trat Dünnherr's junges Weib, eine stattliche, junge Erscheinung von erquickender Frische und anmutiger Grazie.

Frik war pass.

„Mein Weib, Else, geborene Kampf, 21 Jahre alt, evangelisch, 1,65 m groß“, so stellte Feliz Dünnherr glückstrahlend seine Gattin vor. „Mein Lebenslauf!“ lachte die und reichte dem Freund unbefangene die Rechte, die dieser freudig drückte.

Dann erledigte man in einer halben Stunde die Geschäftssache, Dünnherr nahm einige tausend Mark,

in Empfang, händigte dem Freund 600 davon ein und — — — das Hotel und Kaufhaus Felix Dünnherr hatte eine weiße Herrin.

Dieses war kaum ein Jahr her. Segensreich für Dünnherrs Haus, denn „seine Else“ war ein überaus tüchtiges Weib, trotz ihrer Jugend. Und dabei tapfer und furchtlos. Der Liebling aller Weissen.

Jedenfalls sah man dem Ehepaar die Schüfterei von früher nicht an, umsoweniger, als der Bildungsgrad der Else ein ungleich höherer war als der ihres Ehegatten. Die Hauptsache war und blieb: sie liebten sich innig, trotz der kurzen einmonatlichen Brautzeit. Wie Kinder tändelten sie zu Zeiten in ihrem Hotel umher.

Heyl hielt eben bei Becke und Voigts eine seiner berühmten politischen Reden. Man muß wissen, daß er einer der ärgsten politischen Gegner des Gouverneurs war, wenigstens soweit es dessen verfolgte Friedenspolitik betraf.

„Werden ja sehen,“ resümierte er, „wie weit der Au-Bas (so nennt man oft und gern den Gouverneur) mit dem Hendrick Witbooi kommt. Eines schönen Tages würgt der uns doch noch alle ab mit seiner gelben Mordbande. Eine Schande ist es, daß diese Lumpen so frei umherlaufen können. Knallt sie über den Haufen, dieses Ränbergefindel! Ich sollte Gouverneur sein, dann hieß es: Witboois zur Volkszählung antreten! Fersen hebt — — Kniee beugt! Dann vier Sektionen Schnellfeuer in die Horde und die Witboois sind gewesen!“

Alles lachte, zuletzt Heyl mit.

Dünnherr schüttelte sich vor Lachen und sagte, als er sich zum Teil beruhigt: „Das wär wohl so'n

Scherz für sie, Herr Heyl. Aber Sie wissen doch, was der alte Hendrick uns in der Raufloof zu schaffen machte. Wieviel deutsches Blut gehörte wohl dazu, die Witboois so zur „Volkszählung“ antreten zu lassen?“

„Was schadet's,“ meinte Heyl, indem er sich bemühte, ernst zu sein, „es gibt in Deutschland mehr Kanonenfutter!“

„Pfui, Pfui!“ rief der kleine Schmiedemeister dazwischen, „das durste nicht kommen.“

„Na ja, Kinder,“ fuhr Heyl dann ernst fort, „Ihr werdet sehen, daß ich mit den Witboois Recht behalte. Jetzt ist ja Au-Bas wieder unten bei ihnen und füttert sie mit Tabak und Reis, die faulen Halunken. Die Bondelzwarts habens ja bewiesen, was sie von dem Begriff Treue halten. Mistpack!“ Er spie aus und fluchte.

„Lieber Heyl,“ begann Dünnherr, „ich muß, wie immer, in dieser Sache widersprechen. Ich habe ja die ganzen Südfeldzüge gegen die Hottentotten mit durchgefochten und weiß daher sehr gut, was der gelben Rasse frommt. Selbstverständlich hätten wir als alte Feldsoldaten den Kampf bis zum Messer vorgezogen, um an den Halunken Rache zu üben. Aber der Gouverneur hat recht, wenn er sagt, „2 Duzend dieser Halunken wiegen kaum einen meiner Soldaten auf.“ Und dann spielt er geschickt die gelbe gegen die schwarze Rasse aus, da er weiß, sie hassen einander tödlich.“

„Ich meinerseits wette gegen alles, das Hendrick über kurz oder lang mit uns anbandelt und uns die Herero auf den Hals heßt“, versetzte Heyl.

„Die Wette dürften Sie verlieren“, bestimmte Caluz.

„Aber 1896, als uns Hendrick gegen Mikodemus half?“ warf Dünnherr ein.

„Scheinmanöver!“ sagte lakonisch Heyl.

Caluz wurde in diesem Augenblick von einem seiner schwarzen Diener abgerufen. Es entspann sich nunmehr noch ein kurzer Dialog Heyl-Dünnherr, den letzterer einleitete.

„Und die Kooper-Hottentotten 1896?“

„Kamen aus Berechnung!“

„Dann das rote Volk unter Manasse?“

„Wollte Vieh geschenkt haben!“

„Die Bastards?“

„Müssen ja schon vor Schulden!“

„Aber Samuel Maharero, der selbst gegen seine Stammesbrüder focht?“

„War pure Feigheit und Angst vor Mikodemus!“

„Und unsere Wette?“ sagte noch lachend Dünnherr.

„Wird ausgezogen, lieber Dünnherr. Sagen wir ein Kasten Bier im Familienkreise,“ damit reichte Heyl seine Rechte hin, die Dünnherr drückte.

„Es gilt!“

Man hob die Sitzung auf, auch die Händler, die stumme Zuhörer geblieben waren, erhoben sich, da sie noch heute trocken* wollten.

Heyl bestieg einen kleinen Kappen und die Mütze leicht lästend, galoppierte er über die grüne Rasenfläche, die sich längs des Swatop-Flusses hinzog, seiner Farm Feldbau zu. Indes ging Dünnherr gemächlich nach seinem Hause, wo seine Else ihn erwartete. —

* abziehen.

II.

Raum vergoldeten am anderen Tage die ersten Strahlen der aufgehenden Tropensonne die Klippen und phantastischen Spitzen des Kaiser-Wilhelm-Berges, der majestätisch jenseits des Swatopflusses sich inmitten langer steiniger Hügelketten erhebt, als in Dünnherr's Store mehrere nackte Hererohaiden traten.

„Morro! (guten Morgen) Omuhona! (großer Herr),“ murmelte der Chor der 6 Krieger.

„Morro, Ovaherero!“ grüßte Dünnherr und fuhr auf Kap-holländisch fort: „Was gibts neues?“

Von hinten drängte eine Gestalt vor und hielt einen Zettel hin.

Dünnherr las: „Permib (Erlaubnischein) zum Kaufe von 20 Liter Wein im Faß. Okahandqa, den 15. November 1903. Die Ortspolizeibehörde. (L. S.)“ Dann meinte er: „Wie kommt denn das? Hat einer von Euch Hochzeit?“

Der Dolmetscher grinste Bejahung und wies auf den schlanken Krieger, welcher den Permib überreicht hatte.

„Ah, das ist ja Kawiferi!“ rief Dünnherr aus, nachdem er den Herero scharf ins Auge genommen. „So, so, also du willst eine Frau nehmen? Wie alt bist du denn?“

„Ja, ja, Herr,“ meinte der Dolmetsch für den Gefragten. Alle anderen grüßten.

„Ich meine, wieviel Sommer, oder wieviel Regenzeiten hat Kawiseri schon gesehen, erlebt?“

„Ja, ja, Herr, das stimmt,“ fiel der Dolmetsch wieder ein. Alle anderen nickten und grinnten wieder.

Dünnherr lachte laut auf und sagte belustigt auf Deutsch: „D, Ihr Hornviecher!“

Eine Weile starrte der Dolmetsch den Dünnherr an, dann flog ein Lächeln über seine krummen Züge:

„Ja, ja, Herr, das ist recht!“

Alle Anderen grinnten von neuem, Einzelne lachten sogar laut auf. — —

Sie erhielten den Wein, Dünnherr schrieb auf und der Trupp zog ab. — — — —

Ein baumlanger, schlanker, dabei mustulöser Bursche, mit gutmütigen Augen, deren Weiß sich grell

von dem dunklen Kaffeebraun seiner glänzenden weichen Haut abhob, graden Schultern und dichtem Wollkopfe:

dies war Kawiseri, der Sohn und Nachfolger eines heidnischen Häuptlings des mächtigen Hererostammes.

Obwohl sein Vater von den 50 tausend Kindern durch die entsetzliche Kinderpest mehr denn 40 Tausend ein-

gebüßt hatte, galt die Familie noch immer für reich, und mit Recht, denn den meisten „Beestkaffern“ waren

weit mehr Kinder verreckt. Ein Oheim Kawiseri's, der

schrecklich dick, nein fette Unterhäuptling Obandhu, war sogar irrsinnig geworden, da ihm von all' seinen

Vieh kaum 100 Stücke geblieben waren. Während die meisten seiner Stammesgenossen die heimatischen

Wälder * verlassen mußten, um, der Not gehorchend, Arbeit im Gouvernament, bei den weißen Männern

zu suchen, konnte Kawiseri mit seinen Viehwächtern das alte Bummelleben weiter führen. Den ganzen

lieben Tag lungerte er im Felde umher, warf mit

* Dörfer.

seiner handlichen Keule nach kleinen und großen Vögeln, die ihm zum Wurf saßen und inspizierte des Abends das hereingetriebene Vieh.

Da er erwachsen war und sich als „Mann“ fühlte — sein Alter wußte er ja selbst nicht — hatte er mit Zustimmung seines Vaters beschlossen, sich ein Weib aus seinem Stamm zu wählen. Wochenlang hatten alle Weiber und Kinder seiner Knechte damit zugebracht, ihm eine neue geräumige Hütte zu bauen. Während die Kinder Zweige und Nester der Giraffenzakaze herbeigeschleift hatten, banden die Frauen das Skelett des Ponto's * kunstvoll mit schmalen Riemen aus ungegerbter Ochsenhaut zusammen und bewarfen das Bauwerk mit einer Mischung von Kuhdünger und Lehm. Der Estrich wurde noch mit Blut überschmiert. Von jedem der Baumeister konnte man die Handabdrücke an der Außenseite und im Innern der Hütte betrachten, da sie alles Verputzen mit den blanken Händen herstellen.

Seine Braut Othenya war schon seit Tagen in der Okahandja eingetroffen, ein Weib von 13—14 Jahren, indessen voll und kräftig entwickelt. Sie, die wenigstens 1½ Kopf kleiner war wie ihr Zukünftiger, hatte mit ihren unzähligen schmierigen Fellen, Schmierdosen aus Ochsenhörnern, in denen mit roter Farbe versetzte Butter pestete, Holzmilchtöpfen und Holzlöffeln geflechteten Körben und ihrem „Triohr“* eine Hütte neben ihrem Schwiegervater angewiesen erhalten, in der sie streng überwacht wurde.

Es war ein besonders heißer Tag. Vom frühesten Morgen ab waren alle männlichen Mitglieder der Werft damit beschäftigt, Rind auf Rind abzuschlachten, die zur Feier der Hochzeit Kawiseri's vertilgt werden

* Hütte. * Kopspug.

sollten. Das ganze Dorf war bereits auf den Beinen. Alle Bewohner und die herbeigeeilten Gäste hatten Festschmuck angelegt. Ungeheure Quantitäten der roten stinkigen Butter hatten sie verwandt, ihre nackten Leiber, das Wollhaar und den ledernen Lendenschurz einzufalben. In der brennenden Glut der Tagessonne zerfchmolz das Fett, sodaß die schwarzbraunen Gestalten in rotem Del konservierten Sardinen glichen. Besonders die Alten hatten mit Butter nicht gekargt und wischten sich von Zeit zu Zeit die hinabrinneude Schmiere an den Beinen ab.

Nur die Sklaven, erbärmliche Gestalten vom Stamme der Buschleute und Klippstaffen, erschienen ungefalbt, da ihnen dies Recht nicht zustand. Sie begnügten sich, während des Festmahles, bei dem ihnen ab und zu ein Knochen zugeworfen wurde, die Fettfinger an ihren nackten Leibern abzuwischen. Oft sprangen magere Hunde gierig nach den den Dienern zugeworfenen Knochen; dann entstand eine wilde Balgerei zwischen den hungrigen Gästen.

Die Grobleute und Vornänner des Stammes saßen gravitatisch um einen riesigen Kessel, in dem ein halbes Münd schmort. Stück um Stück wurde von ihnen verzehrt, neue Viertel zerstückelt und gebraten. Dabei berieten sie verständig dies und das, Rede und Gegenrede abwägend. Das Fäßchen Cap Sherry fehlte nicht. — Die Weiber bildeten einen Kreis für sich und schlugen mit den flachen Händen den Takt zu den Solotänzen, welche die jungen Leute inmitten des Kreises rhythmisch ausführten. Das eintönige Hoi — Hoi — Hoi erscholl stundenlang. Bis zur Erschlaffung tanzten und klatschten die schwarzen, wilden, triefenden Gestalten.

Von Kawiseri und Dthenya war nichts zu sehen. Beide waren seit dem Morgen dieses Tages mit Speise und Trank versehen in ihrer neuen Hütte, die dicht verhüllt mit getrockneten Fellen, von alten entsehrlich häßlichen Weibern bewacht wurde. Von Zeit zu Zeit kommt dieser und jener der Festteilnehmer und fragt: „Wo ist Kawiseri?“ — Die Alten grinsen verschmizt und zeigen mit dem Daumen über die Schulter zur Hütte. Alles bricht in lautes Lachen aus. Dann wieder Einer: „Wo bleibt Dthenya?“ und wieder will sich alles wälzen vor Lachen. Von drinnen kein Laut!

Kawiseri und Dthenya sind Mann und Weib. Keine Ceremonie, keine Festteilnahme, kein Tanz für sie. Bis zum nächsten Morgen bleiben sie in ihren neuen „Heim“. dann erscheint Dthenya mit dem Trior, ein Aufpuß von Leder mit 3 lanzettenartigen hochstehenden Lederspißen, kunstvoll gearbeitet: das Zeichen der Frauennwürde. — — — — —

Felix Dünnherr hatte am Nachmittag mit seiner Else dem wilden Treiben eine geraume Zeit zugegesehen. hin und wieder als Kenner der Sitten dieser Herero ihr Erklärungen zuraunend. Ein Gefühl, Widerwillen mit Ekel gemischt, ergriff sie. Sie wandte sich ab.

„Komm Männchen, komm!“ drängte sie, ihm voll ihr frisches Gesichtchen zuwendend. Ich hab genug von dieser Hochzeitsfeier.

Er lachte und meinte: „So gefiel Dir unsere better?“

Sie sah ihn selig, in Erinnerung schwelgend an. „D, Du Böser, wela ein Vergleich! — Ich war so stolz auf meinen Afrikaner, der so gar nicht wild war.“

So gingen sie, einander neckend an der Beste Dshandha vorüber, die majestätisch und würdevoll ruhig inmitten des bis hierher schallenden wüsten Lärmes ihre Zinnen zum ewig blauen Himmel reckte.

Im christlichen Dorf, das sich vom heidnischen in der Bauart der Wohnelasse unterschied, da hier nur Hütten, dort kleine, viereckige, kastenartige Häuser, zum Bewohnen dienten, begegnete ihnen Freund Fritz, der inzwischen bei der Bahn als Lademeister einen Posten gefunden hatte.

Fritz Wulff's Augen leuchteten, da er der Beiden ansichtig wurde.

Er hielt schon von Weitem seine Rechte vor, die er der Frau Else bot.

Indessen errötete diese bis in die Haarwurzeln, und wandte sich kraß ab, den Gruß Wulff's nur durch leichtes Neigen des Kopfes erwidern.

Dünnherr bemerkte die heftige Erregung seiner Else wohl, sagte aber, zu Wulff gewandt in ruhigem Tonfall: Guten Tag, Fritz! Willst Dir wohl den Kummel auch mal ansehen im Haidenviertel?

Fritz Wulff kämpfte mühsam gegen seine Erregung an und man merkte es der hastig vibrierenden Stimme an, was in seinem Inneren vorging.

Am Gottes Willen, verschone mich, Felix! Du weißt, wir haben genug von diesem schwarzen Gesindel gesehen und — gerochen. Ich bin froh, wenn ich diese Sardinien nicht sehe." Nach einer Pause, während der er Frau Else ängstlich fixierte, die aber sichtlich bemüht war, seinem Blick auszuweichen, sagte er unvermittelt: „Ich reise heut' Abend nach Swatopmund ab!“

Dünnherr's Erstaunen war groß. „Du nach Swatopmund? Wer vertritt Dich hier?“

Wulff entgegnete schnell: „Ich bin versetzt nach dort, Kütze, den Du ja kennst, kommt statt meiner hierher.“

„Und das sagst Du erst heute! Bist ein schöner Freund!“ sagte geärgert Dünnherr.

„Weißt Du, entgegnete Wulff ausweichend, ich komme Nachmittags gegen 4 Uhr mal zu Dir, dann erzähle ich Dir Näheres!“ Sagt's und ging, den Hut lüftend, der Beste zu. — — —

Dünnherr befand sich in großer Aufregung, Was sollte das Benehmen seiner Else bedeuten? Warum verhielt sie sich so ablehnend Wulff gegenüber? Wie kam es, das der so schnell abreiste ohne auch nur vorher ein Wort davon verlauten zu lassen? — — —

Else und Felix hatten so, Jeder mit seinen eignen Gedanken beschäftigt, ihr Hotel erreicht, aus dem froher Gesang erscholl. Der Clerk, den er hielt, bediente die Gäste!

Unverweilt strebte Dünnherr, Else voran, den von ihnen bewohnten Zimmern zu, deren Eingangstür er nach Betreten sorgfältig verschloß.

„Else, liebe Else! Sag' mir bloß, was soll das bedeuten?“

Mit diesen Worten trat er hastig auf sein Weib zu, die sich erschöpft auf einen Stuhl nahe beim Fenster niedergelassen hatte. Angstvoll fuhr sie bei den leidenschaftlich hervorgestoßenen Worten zusammen und blickte schein zu ihrem Gatten auf.

„Kannst Du mir die Antwort nicht erlassen?“ flehte sie bittenden Blicks.

„Aber Weib, Else,“ fuhr er auf, was bedeutet das? Du ein Geheimnis vor Deinem Manne? — — Else, Du — — ach mein Gott, es ist ja nicht denkbar — — Else, so sprich doch, ich kann es Dir nicht ersparen.

Warum schlugst Du Wulff's Gruß ab? Du weißt, warum er abreist? Ist's nicht so?“ so sprudelte er erregt hervor.

„Felix, ich bitte Dich um Alles in der Welt, sei ruhig, wenn man uns hörte!“ versetzte Else angstvoll.

Schwer aufatmend fuhr sie fort: „Da Du es wissen willst und schließlich ja auch ein Recht hast, es zu erfahren, will ich Dir den Vorgang mit Fritz Wulff mitteilen.“

Einen Vorgang mit Fritz Wulff? rief Dünnherr entsetzt.

„Beruhige Dich, lieber Felix, Du weißt, Deinem Weibe kann nichts widerfahren, da sie nur Dich liebt.“ Ein bittender, seelenvoller Blick traf ihn, doch er ignorierte diesen und schaute Else erwartungsvoll an.

„Du warst vor 4 Tagen in Windhoek, lieber Felix, und hattest dies vorher dem Wulff mitgeteilt“ begann Else. „Der Zug mochte kaum 1 Stunde weg sein, als Fritz Wulff, Dein Freund, in den Store trat und Bier verlangte. Es war um die 10. Stunde Vormittags. Einzelne Herren hatten Einkäufe besorgt, waren aber bald wieder verschwunden, so daß ich mit Wulff allein blieb. Da ich noch im Haushalt Einiges zu tun hatte, bat ich Wulff, er möchte, wenn er sich allein langweile, mit nach hinten kommen, ich könne dann beim Plaudern tätig sein. Auffallend freudig schien er der Einladung nachzukommen.“

Else machte eine kurze Pause, den Blick dabei fragend auf Felix gerichtet. Dieser sah nur erwartungsvoll auf Else's Mund. Kein Laut unterbrach die eingetretene Stille.

Sichtlich schwer brachte Frau Else dann weiter hervor:

„Wir plauderten von diesem und jenem, von deiner Reise, deiner Heimkehr, von den Unruhen im Süden. Wulff blieb dabei auffallend wortkarg, nur sein Blick haftete unverwandt auf mir. So oft ich auffah von meiner Arbeit, bohrte sich sein Blick in den meinen, sodaß mich in der Tat eine Unruhe befiel, der ich kaum Meister werden konnte. Auch wenn ich den Blick auf meine Arbeit gerichtet hielt, fühlte ich mit magischer Gewalt, daß sein brennender Blick auf mir ruhte.

Ich gebrauchte irgend einen Gegenstand, sodaß ich aufstehen und zum Fenster treten mußte, in dessen Nähe Wulff saß. Kaum hatte ich einen Blick durch's Fenster auf die Werkst geworfen, als ich mich von hinten von zwei Armen umfaßt fühlte — — —“

„Else!“ schrie Dünnherr auf in wilder Bestürzung.

„Ich stieß einen Schrei aus, wandte den Kopf jäh zurück und starrte in das leidenschaftlich verzerrte Gesicht deines Freundes Fritz Wulff!“

„Schurke! Schandbube!“ stöhnte Felix auf.

Else fuhr erregt fort: „Ich rief ihm zu: „Herr Wulff, mein Gott, was soll das, was erdreisten Sie sich!“ Mit heiserer Stimme flüsterte er: „Else, Weib, siehst Du denn nicht, wie ich mich quäle. Begreiffst Du denn nicht, wie ich Dich wahnsinnig liebe! Else, Else, o, nur heute, nur heute, laß mich durchkosten, was Du mir sein kannst. Küsse mich, Else, küsse mich nur dies eine Mal, dann will ich gern entsagen!“

„Glender“, rief ich ihm zu“, so vergelten Sie Freundschaft?“ und mit einem kräftigen Stoß machte ich mich frei, so daß ich ihm in der nächsten Sekunde Aug' in Aug' gegenüberstand.“

„D, über diesen Lumpen! Rache, Rache!“ schrie Felix schmerzvoll und wutbebend.

„Still Felix, still! Damit nicht noch Andere die Schande erfahren!“

Tief aufatmend begann sie dann wieder: „Sekundenlang sah ich ihm in die von verzehrendem Feuer glühenden, leidenschaftlich lobenden Augen. Mein empörter Blick und ein Geräusch, das vom Store aus zu uns drang, mochten ihn zur Besinnung bringen. Er trat zurück und murmelte: Besitzen werde ich Dich doch einst noch, Else. Ueberleg es Dir. Gönn mir nur einen freundlichen Blick aus Deinen Augen, dann Else, dann komm ich zu Dir. Für heut' will ich scheiden. Ich weiß, Du ruffst mich im Blick!“ „Nie, niemals!“ schrie ich ihm zu. „Bis Morgen“, raunte er, dann verließ er das Zimmer, in dem ich vor Angst und Weh zusammenbrach!“

„Herrgott, ist's möglich“, rief Felix aus. „Dieser scheinheilige Schurke hat versucht, mein Weib zu betören? Das fordert Rache!“ und mit einem Sage war Dünnherr zum Bett geeilt, über dem der Revolver hing, den er heftig an sich riß.

„Felix! Was willst Du tun?“ schrie Else angstvoll aus. „Mache uns nicht unglücklich, denke an dein Weib und dein K — — —“. Sie brach jäh ab.

Fassunglos starrte Felix sein Weib eine geraume Weile an. Eine gewaltige Aenderung war in dem so eben noch fürchtlich erregten Mann vorgegangen, die sich deutlich in seinem Gesicht widerspiegelte.

Dann, den Revolver auf's Bett werfend, Alles um sich vergebend, breitete er beide Arme aus und rief: „Elsa, ist's möglich? Ist's Wahrheit? Weib! Glückseliges Weib!“ Er jubelte.

Mit einem Freudenschrei sank sie an seine Brust, das glühende Gesicht schamhaft verbergend.

So standen sie weltvergessen minutenlang schweigsam. Else weinte selig vor sich hin. Dann riß er jäh den süßen kleinen Kopf mit den Kinderaugen an sich und küßte ihr die Tränen in wilder Glut ab. „So!“ Er küßte ihr die Wangen. „Und hier!“ Er küßte den Mund. Alles! Alles! In seliger Liebesglut.

Schließlich machte sie sich doch sanft aus seinen Armen los. „Du einziger Mann!“ flüsterte sie innig und beglückt.

Dann kam doch plötzlich die Erkenntnis des Geschehenen wieder, da er den Revolver erblickte.

„Und war er noch einmal hier?“

„Nein! Ich weiß es wenigstens nicht, da ich mich verborgen hielt, bis Du kamst. Der Clerk besorgte das Geschäft. Heut sah ich Wulff zum ersten Male. Er besaß die Frechheit, deren Zeuge Du warst, und erwartete den Blick, seinen Blick!“

„Ist's möglich, dieser Mensch gerade, dem ich so viel vertraute!“ sagte sinnend Dünnherr.

„Halt ich hab's“, sagte er dann plötzlich, „ich werde ihn nicht zur Rede stellen, da ich weiß, daß ich doch den Schurken niederstoße, wenn ich ihn noch einmal zu Gesicht bekomme. Laß' ihn fahren, er wird sich hüten, hierher zu kommen, da er ja von Dir die Antwort hat und befürchten muß, daß du mir schon Mitteilung gemacht hast. Um dein und — — fügte er zögernd hinzu“ — — um unseres Kindes Leben willen

werde ich ihn schriftlich zu einer Erklärung und Abbitte zwingen.

„Dank! Dank! lieber Felix!“ Und ein heißer Kuß belohnte ihn.

„Warum aber schwiegst Du von der Sache, als ich heimkam?“

„Ich wollte Dir diese bittere Enttäuschung, da er Dein Freund war, ersparen“, erwiderte sie einfach.

III.

Der Oberst und Gouverneur des Schutzgebietes weilte inzwischen im fernen Süden, wo noch keine Eisenbahn die weiten, unendlichen Steppen durchrast. Schneckenposten gleich verkehren die mit Südwestafrika eng verwachsenen, so berühmten Ochsenwagen und Karren. Keuchend und schnaufend, vor Durst brüllend, setzt das Zugvieh in dem heißen Wüstenlande das Gefährt in langsame Bewegung. Schritt für Schritt wird mühsam erkauft. Die Ausdauer siegt, das weis Mensch und Tier; denn vorne am Horizont tauchen hohe Waldungen auf, das Ziel, ein Flußbett und — Wasser.

Die berittene Truppe ist vorangeeilt und bivakuiert bereits im schattigen Nebel. Alle Mühseligkeiten sind vergessen. Humor und Frohsinn herrscht im Lager. Die hohen, schattenspendenden Kronen und Zweige des Kameeldorn (Giraffenakazie) wiegen, von sanften Lüften bewegt, melancholisch hin und her. Ihr immergrünes zierliches Laub, die süßduftenden gelben Blüten strömen ein köstliches Aroma aus. Ein Bild des Friedens, wenn nicht die kriegerischen Gestalten, bis an die Zähne bewaffnet, unter den Bäumen hantierten.

Der Aufstand der Bondelwarts ist im Keime erstickt. Es erübrigte sich noch, den übrigen Stämmen Nepräsentationsbesuche zu machen und sie zur Vernunft

streng anzuhalten. Auch dies war erledigt. — — —
Es ist eine jedem wahren Kenner und langjährigen
Krieger von Südwestafrika bekannte Tatsache, daß bis
heute jeder einzelne Stamm, der noch nicht gründlich
die deutsche Faust im Nacken spürte, sich erhob, empörte.
Lassen wir die Geschichte reden und die Stämme Nevue
passieren.

Der erste Hieb galt den Witboi's, die, durch Über-
mut verleitet, frech ihr Haupt erhoben und von Francois
verhöhnten. Ein langwieriger Krieg, der erst endete,
als mehrere Verstärkungen den Bestand der Truppe
so erhöhten, daß ein Kesseltreiben, das Oberst Lent-
wein leitete, beginnen konnte. Als an ein Entrinnen
nicht zu denken war, ergaben sich die gelben, auf-
rührerischen Horden und dankten für ihr Leben dem
Gouverneur dadurch, daß sie als treue Vasallen
folgten, wohin sie ihr Befieger immer rief.

Es folgten die Chauashottentotten, die bald ge-
stellt, von neuem Urfehde schworen, um — ein ver-
kommenes Volk, von Leidenschaften zersetzt und verzehrt —
zu revoltieren. Dieser Stamm, der noch 1893 mindestens
600 Krieger zählte, ließ in der Tat nicht eher nach,
bis er vollkommen aufgerieben war. Am 6. Mai 1896
blieben nach heißem Gefecht bei Sturmfeld, wo sie sich
mit den Noabandhyern verblüdet hatten, noch 30 Krieger
übrig, die nach Windhoek mit einigen Hundert Frauen
und Kindern verpflanzt wurden. Setzt halten sie Ruhe.

Die im Norden wohnenden Swartbooi-Hottentotten
erprobten 1897/98 ihre Stärke, die ach so schnell, an
der deutschen Eiche spitternd zerschellte, umsonst ver-
braucht! Auch sie halten Ruhe, da der Fuß im Nacken
drückt.

Feldschuhträger, Friedrich-Christian-Hottentotten,
rotes Volk, Buschleute, Koviboois: sie alle erlitten
Verluste, nachdem sie im Wahuwik, ohne jeden Grund,
sich erhoben. — — — — —

Von wenigen Reitern begleitet brach der Gouver-
neur vom letzten Lagerplatz auf, um südwärts zu reiten,
dem Drangefluß zu. Er beabsichtigte nach Erledigung
der Regierungsgeschäfte via Port Nolloth (Kapkolonie)
zu Schiff nach Swakopmund-Windhoek zurückzukehren.

Das Groß der Truppe, das noch durch die von
Omaruru im Damaralande unterwegs befindliche
Kompanie Francke verstärkt werden sollte, hatte den
Auftrag, als Okkupationstruppe die Bondelswarts noch
einige Zeit in Schach zu halten. — — — — —

IV.

„Weißt Du, Felix, was mir seit einiger Zeit recht auffällt?“ sagte eines Morgens Frau Else, in einem reizenden Morgenrock vor dem Spiegel Toilette machend.

„Nun?“ frug dieser, behaglich Kaffee schlürpfend und dabei die „Südwestafrikanische Zeitung“ studierend. Er blickte auf.

„Die Herero lassen entsetzlich viel anschreiben, keiner von ihnen bringt Geld oder Vieh“, meinte Frau Else gedankenvoll. Sie zog die Brennscheere aus dem Haar und legte sie erneut auf den Spiritusapparat. Sich wendend, sah sie ihren Gatten voll in die Augen.

„Ach Gott, das hat nichts auf sich, bei W. und W. machen sie's genau so. Man darf ja nicht drängen, sonst kommen sie einfach nicht wieder“. — Nach einer Pause fuhr er auf: „Aber den Oberhäuptling Samuel, den Lump, muß ich doch mal angehen. Ich glaube, er schuldet mir an 20 Pfund Sterling.“

„Ist's möglich“, rief Else, ihr Haar weiter frisierend, „und Du gibst ihm noch immer?“

„D, um den bange ich mich nicht. Wenn es zum Äußersten kommt, wende ich mich an das Gouvernement. Sie werden ihm dann die 400 Mk. von seiner Anpanage abknöpfen“, erwiderte lachend Felix.

Ein schwarzer Diener klopfte bescheiden an der offenstehenden Tür.

„Was soll's?“ rief Dünnherr.

„Mynherr! Die Post ist gekommen!“ Schmunzelnd verschwand der schwarze Kaffer.

Frau Else atmete tief und schwer. „Ob dieser Wulff endlich geschrieben hat? Es ist nun schon Wochen her!“

„Dieser gemeine Mensch!“ schimpfte Dünnherr. Hastig stand er auf, ergriff seinen großen Hut, bot seinem Weibe die Lippen zum Kusse und eilte davon, Else in großer Unruhe zurücklassend. — — — — —

Auf der Postagentur herrschte reges Leben. Man wußte, daß deutsche Heimatspost gekommen war und Jeder war begierig, seine Postfächer zu erlangen. Am Schalter drängte die Schutztruppe kräftig vor.

„Mami Gottes, rammle doch nicht so!“ rief ein Reiter dem andern zu. „Wirst ja den Brief von deiner Pflanze noch zeitig genug kriegen“.

„Mensch! halte doch die Labbe“, tönte es zurück. Ein Sergeant rief dazwischen: „Sie, Schmitt, passen Sie 'mal auf! Benehmen sich ja anständig hier! Verstanden!“

Berschüchtert murmelt der: „Jawohl, Herr Sergeant“.

Man räsoniert und wettet schon, denn Wecke und Voigts scheinen die Agentur gepachtet zu haben. Monoton zählt der Agent wohl schon eine Viertelstunde Zeitungen, Briefe, Anweisungen auf: „Wecke und Voigts, Wecke und Voigts, Wecke und Voigts.“

Der Sergeant meinte zu dem nebenstehenden Dünnherr, der eben eingetreten war: „Man steht hier wie ein Pavian!“

Dünnherr lachte nur und schob sich vor. Er war begierig, zu wissen, ob Wulff geschrieben habe, da selbstverständlich auch Inlandspost mit angekommen war. Im Stillen schwur er: „Wenn heute noch keine Nachricht von dem Lumpen kommt, reise ich zu ihm nach Swakopmund!“ Dabei ballte er unwillkürlich die Faust.

Endlich war W. und B. abgezogen, ein Klippkasser trug einen ansehnlichen Sack dem Chef Boigts voraus. Nun ging's schneller.

„Reiter Schmitt!“ rief der Postmensch.

„Hier!“ — Ein dicker Brief. Einen Blick nur und er kannte die Schriftzüge: „Fu, Hu!“ brüllte er.

„Der Kerl ist verrückt“, meinte der Sergeant, faßte aber, als der Postagent rief: „Sergeant Stibbe“, schnell zu und sagte nach einem schnellen Blick auf die Adresse schmunzelnd zu Dünnherr: „Von ihr!“

Schließlich erhielt auch Felix Dünnherr eine beträchtliche Menge Postsachen. Er schritt zum nahen Post und sortierte hastig. Bald fiel ihm ein Brief mit Wulff's Handschrift in die Hände. „Dein Glück!“ murmelt er drohend. „Poststempel Karibib“, meinte er dann zu sich erstaunt, „ist der Kerl schon wieder versetzt?“

Ein schneller Griff und der Brief war geöffnet.

Karibib, den 1903.

Lieber Felix!

Drehe die Angelegenheit, die Dir Dein Weib zuflüsterte, um und Du hast die Wahrheit!

Immer Dein Freund

Fritz Wulff.

Leichenblässe zog über Dünnherr's Gesicht, als er die lakonische, unzweideutige Antwort Wulff's las. In ihm tobte es. Bitter und weh stieg's in ihm auf, er hätte schreien mögen vor Angst und Qual. Also Else, Else, seine Else. Also darum hatte sie damals geschwiegen, erst seinem Drängen gab sie nach und beichtete — — — Lügen. — — —

„Ach, mein Gott“, schrie es auf in ihm, es ist ja nicht möglich, undenkbar! Sie so hingebend, so liebevoll zu mir, sie sollte — — — — — Aber Wulff! Er mußte doch denken, ich verfolge die Angelegenheit! Welchen Grund sollte dieser Mensch haben, mir eine Lüge, die von ungeheurer Tragweite sein konnte, aufzutischen?“ — — —

Minutenlang starrte er wie geistesabwesend vor sich nieder. Dann hob er das schmerzlich verzogene Antlitz gen Himmel und murmelte: „Die Welt soll mein Unglück nie erfahren!“

Hastig forderte er eine Postkarte und schrieb sofort an Wulff zurück:

L. F.!

Brief erhalten. Um Gottes- und Freundschaftswillen schweig! Später mehr!

Gruß: Felix Dünnherr.

Dann raffte er sich auf und schlich mühsam nach Hause. Als er seine Frau vor der Türe stehen sah, schüttelte er sich gewaltsam, als wolle er allen Gram damit von sich werfen, und trat erhobenen Hauptes zu ihr hin.

Wißbegierig sah sie ihm in die Augen. Ein Weib ist so leicht nicht zu täuschen, ihr ist des Mannes Auge Alles: seine Seele, sein Herz, sein Körper, sein

Leib. Hat der Mann Sorge, Qual, schaut sie ihm in's Auge und sieht darin die bekümmerte Seele. Der Mann hat sich vergessen in animierter Stunde, das Weib schaut ihm ins Auge: sie weiß, sein Herz ist momentan gespalten, wund, nicht ihr ausschließliches Eigentum. Mancher versteht sich zu beherrschen und wenn er noch so tapfer gezecht hat, Niemand sieht und hört ihm den Kausch an, er beherrscht sich enorm, der Mann. Sein Weib daheim sieht ihn kommen: „Solange heute“, denkt sie, „gewiß ein kleiner Spiz gefällig!“ Doch nein, er spricht und geht wie immer und — sie sieht ihm in die Augen: er hat getrunken und gesteht es dann auch ein! —

Und Else las im Auge! „Felix hat Kummer, so harmlos er scheinen will!“

Sie sagt nichts, er auch nicht. Mechanisch öffnet er die Geschäftsbriefe, die sie ihm, wenn er gelesen, abnimmt und durchfliegt. Der Letzte ist geöffnet, eine Offerte eines Weingutsbesitzers in Bingen.

„Und Wulff?“ fragt sie beklommen.

Er zuckt zusammen, wie von einem Skorpion gestochen. Sie fragt noch! Dann wendet er sich ab und sagt: „Noch nichts!“

Frau Else ist erbleicht. Ihr Innerstes wankt. Wenn Felix an ihr zweifelt? Der Gedanke machte den Grund ihrer Seele erbeben: „Wenn Felix an Dir zweifelt?“

Dann schreit sie auf: „Felix wenn — — Du — nicht glaubst — — barmherziger Gott — — gehe doch zum Gericht, damit Klarheit wird!“

Er lacht heiser auf: „Um die Kosten zu zahlen? Nie!“

Dann stürmt er hinaus. Nur Luft! Seine Brust ist zu eng. Der Schmerz wühlt in seinen Eingewelden.

„O, Else! Else! — —“

Drinnen im Stübchen Dünnherr's ist's still, totenstill. Sanft hat eine wohlthätige Ohnmacht Frau Else umfassen, langausgestreckt liegt sie am Boden, das wachsbliche, doch bildschöne Köpfchen zur Seite geneigt. — —

Da wird es plötzlich lebendig im Stove. Wirre Stimmen wurden laut.

„Dünnherr!“ „Frau Dünnherr!“ — „Felix!“ „Frau Else!“ „Dünnherr!“ so rief man durcheinander.

Niemand hörte, es. Dann klopfte man laut und dringlich an die Stubentür. Umsonst.

Endlich stürzte Jemand herein: der Missionar von Okahandja. Hinter ihm her, laut durcheinander rufend, mehrere Farmer und Ortsansässige, Weiße, unter ihnen Heyl und Frau, auch Caluz. Bestürzt blieben sie in der offenen Tür stehen.

Frau Heyl ermannte sich zuerst: „Um Gotteswillen“, schrie sie, „was ist hier passiert. Ist das schon ein Opfer?“

Die Männer waren hinzugetreten und stampften, bis an die Zähne bewaffnet, wütend die Kolben ihrer Gewehre auf den Boden.

Caluz schrie auf: „Sie lebt, sie atmet!“

Frau Heyl kniete nieder und rief: „Frau Dünnherr! Wachen Sie auf!“

Mit einem schweren Seufzer schlug Else die Augen auf. Sie begriff die Situation nicht. Mühsam, durch Heyl's Frau gestützt, richtet sie sich auf. Ihr wirrer Blick sucht im Zimmer.

„Wo ist mein Mann?“ stöhnt sie angstvoll.
 „O, der wird schon kommen! Raffen Sie sich auf, Frau Dünnherr. Wissen Sie denn noch nicht, welches enselkliche Unglück uns bevorsteht?“ fragt atemlos der Missionar.

„Unglück? Mein Unglück! Sa ich weiß,“ flüstert die unglückliche Else.

Da stürzt Dünnherr dröhnend in's Zimmer, schon von Weitem rufend:

„Elsa, komm' schnell, fliehe, rette Dich!“ dann stugte er. „Was ist dir Elsa, wie siehst du aus?“ fragt er betroffen, das noch immer totenblasse Antlitz Elsa's gewahrend.

„Mir ist nichts, lieber Felix! Ein kleines Unwohlsein.“ Nur nicht der Welt einen Einblick in ihr Inneres gestatten.

Dann eilte Dünnherr zum Schrant, raffte alles verfügbare Geld und die nötigste Wäsche und Kleider zusammen und rief dazwischen: „Elsa, schnell, rette Dich, nimm deine Wäsche, einige Kleider und Schmucksachen und komm', die Herero beginnen heut' noch den Drilog!“

Verständnißlos starrte sie ihn an. Die übrigen Farmer, Missionar, Hehl und Frau waren nach kurzem Gruße erregt von dannen geeilt, um zu retten, was noch zu retten war.

„Sa, ja Elsa!“ beginnt Felix von neuem, die Herero empören sich, zermekeln und zerstückeln alles, was ihnen in den Weg kommt. Sie warten nur noch auf ihren Haupttrupp, der bei Dthihavera lagert, dann beginnt Samuel Maharero auch hier offiziell den Aufstand. „Komm' rette dich und unser Kind!“

Jäh zuckte sie zusammen. Sa, ja, das Kind muß gerettet werden, solange muß sie noch ausharren. Sein

* Krieg, Fehde.

Kind will sie ihm noch lassen, dann wird Gott ein Einsehen mit ihr haben. Was nützt ihr das Leben ohne Liebe? Mit Matel behaftet und Schande bedeckt verzichtet sie auf ein weiteres Leben.

„Ich komme“ sagt sie. Dann packte sie in aller Eile die bereitliegende Kinderwäsche zusammen, schnürte sie zu einem Bündel und trat in den Store, wo Felix noch schnell dem treu ergebenen Kaffer einige Konserven einpackte, die mit zur Beste sollten. Alle Flüchtlinge haben sich bereits in der Militärstation eingefunden, wo man ihnen Wohnung anweist.

„Bist du bereit, Elsa?“ frug Felix. Sie nickte leicht Bejahung, dicke Thränen im Auge.

So zogen sie, der Kaffer voraus, der Beste zu. Auf halbem Wege blieben sie stehen und sahen sich um. Felix zerdrückte eine Träne im Auge und murmelte dann: „Alles ist vergänglich!“

Er und seine Elsa verließen ihr trautes Heim, um es vielleicht nie mehr zu schauen. Gepfändert, zerfchlagen und verbrannt ist vielleicht noch heut' Abend der Herd ihres — — Glücks und Unglücks. Alles wird mit ihm begraben.

Sie wandten sich beide ab und schauten einander in die Augen, aus denen verhaltenes Weh schreit. Keines spricht ein Wort. Vorbei! Vorbei! Drinnen und draußen! — — Dann streben sie hastig der rettenden Beste zu: das Kind muß man retten, denkt Jedes von ihnen. — — — — —

V.

Innerhalb der von hohen Mauern (die mit Schießscharten versehen waren) umgebenen Beste Okahandja war ein Treiben. Fast alle Farmer der Umgebung hatten sich mit den nötigsten Habseligkeiten hierher gerettet. Dazu kamen die Inhaber der Kaufhäuser, Bahnbeamte, Polizisten, Handwerker und Arbeiter der Eisenbahn von uns und Okahandja. Die Beste war geräumig, da sie, im Viereck erbaut, den Hof (inmitten ein Brunnen) umschloß. Eine Seite nach Osten zu, bewohnte, eng zusammenpfercht, die Besatzung unter ihrem Kommandanten, der alle nötigen Vorbereitungen zur Verteidigung getroffen hatte. Proviant war genügsam vorhanden und wurde auch noch in Eile von der Eisenbahnstation herbeigeschleppt. Wassermangel konnte nach menschlichem Ermessen nie eintreten und da die Herero keine Geschütze besaßen, konnte die „Beste“ als uneinnehmbar gelten.

Die West- und Nordseite war den Flüchtlingen eingeräumt, unter denen sich auch Felix und Ese Dünnherr befanden.

So gut und schlecht es ging, richtete man sich ein. Dünnherr hatte mit Rücksicht auf den Zustand Ese's ein separates kleines Zimmer erhalten, in dem sonst Offiziere logierten.

Es war 1 Uhr mittags! Die ersten Hiobsposten trafen ein. Flüchtende Kaffern und Hottentotten brachten verbürgte Nachrichten aus und um Windhoek: Auf Farm Frauenstein war der Besitzer und weitere 2 Personen ermordet, hingeschlachtet. In Windhoek selbst

flüchtete man zum Teil zur Beste, um der Mekelei zu entgehen, denn Windhoek war von Truppen fast entblößt.

Eine Stunde später hörte man den lang anhaltenden Pfiff einer heraufsendenden einzelnen Lokomotive, die von Karibib gerast kam. Der Führer und Heizer stürmten zur Beste.

„Alles verloren!“ schrie der Führer, „Klein und Großbarmen sind geplündert, in Karibib und Otjimbingwe an 10 Weiße ermordet. Das ganze Damareland ist in Aufruhr, wir können nicht mehr zurück!“

Man hörte es schauernd, mit wutbebenden Gliedern. O, über diese Blutsauger, Rache! Rache! schrie es in Jedem.

Inzwischen hatte der Heizer dem Festungskommandanten ein Päckchen Briefe eingehändigt, die dieser hastig auseinanderpackte.

Das Kommando von Karibib berichtete:

„Hier alles in hellem Aufruhr, aber gut verschont. Telegraph zum Teil zerstört. Bahnlinie Swakopmund-Karibib gesichert, von da weiter nach Okahandja sehr gefährdet. Dies letzter Zug vorläufig. Depeschen nach Deutschland abgesandt. Verbindung mit Windhoek unterbrochen.“

Inliegend Briefe an Private, darunter der mit Blut befleckte von dem ebenfalls ermordeten Lademeister Fritz Wulff an Dünnherr.“

Der Kommandant war erregt. Das konnte gut werden. Er mit dem Häuflein Flüchtigen mitten im feindlichen Land, das zerrührt, zerstampft werden sollte. Er überschlug in Gedanken die Anzahl Gewehre,

die er kommandierte. 32 Mann Besatzung, 17 bewaffnete Ansiedler, 14 Eingeborene, die man bewaffnen würde: Alles im Allem mit ihm 65 Gewehre. Er lächelte: mögen sie nun kommen und sich die schwarzen Schädel einrennen. Aber draußen! Man konnte nichts machen angesichts der Uebermacht. Als stiller Zuschauer mußte man schließlich zugeben, daß die wilden Bestien die Eisenbahnstation zerstörten, die Stores ausplünderten und verbrannten.

Ernst ging der Kommandant nach seinem Zimmer, vorbei an den Mannschaftsstuben, wo ein Reiter voll Humor und frohen Mutes parodierte: „Auf in den Kampf Herero — — —“

Wieder huschte ein leises Lächeln über die Züge des Oberleutnants und Kommandanten. Man hatte ja so brillante Leute. — — — — —

Die Ansiedler wie man geheimhin alle Weißen „drüben“ nennt, hielten Konferenz ab, wie man sich verteilen und dem Kommandanten zur Verfügung stellen wollte. Heyl tritt mit Dünnherr.

„Sehen sie Dünnherr“ rief er, was sagte ich neulich? Die Witbooi's heizen uns die Herero auf den Hals. Sie haben die Wette verloren.“

„Noch sehe ich keine Witbooi's auf Seiten der Herero, ich bin sicher, daß Hendrik Witbooi in weniger denn 14 Tagen erscheint, um uns zu helfen.“

„Das erleben Sie nicht,“ schrie Heyl erregt. Ein Soldat drängte durch die gestikulierenden Ansiedler.

„Herr Dünnherr! ein Brief.“

Erstaunt griff Felix Dünnherr nach dem ihm dargereichten Briefe.

„Was ist damit geschehen, wo kommt der her?“ frug er den Reiter.

„Der Leutnant läßt sagen, daß das Kommando von Karibib berichtet, der Brief mit den Blutflecken sei von dem erschlagenen Lademeiaer Fritz Wulff,“ entgegnete der Reiter.

Alles drängte um die Gruppe. Schandernd betrachtete Dünnherr den über und über mit Blut bedudelten Brief, der kaum die Adresse erkennen läßt. Dann ermannt er sich und öffnet ihn.

Mein lieber Felix!

Hier ist Aufstand der Herero ausgebrochen. Da ich Ordre habe, meine Ladestation zu halten, ich aber nicht weiß, ob ich dazu im Stande sein werde, schreibe ich dir diese Abschiedszeilen, die man dir nach meinem Tode aushändigen wird, wenn die Herero den Brief nicht vernichten.

Lezten Gruß und dies Geständnis:

„Dein Weib Else hat Recht, ich wollte sie in wilder Raserei verführen. Verzeihe einem Toten!“

Fritz Wulff.

Laut aufstöhnend stürzte Felix Dünnherr zu seinem Weibe, die in der ihr angewiesenen Stube ergebn auf dem Ruhebett lag.

„Else, liebe, einzige Elsa, kannst Du mir verzeihen?“ Er stürzte vor ihr nieder und umschlingt ihren Leib. Angstvoll blickt er in die feuchten, totmilden Augen seiner Frau. Dann reicht er ihr den Brief, den sie mechanisch ergreift und durchliest.

„Und Du könntest an mir zweifeln? Du? Du?“
stöhnt sie auf in wildem Weh.

Er reißt sich los und wühlt in seiner Brusttasche, bis er den ersten Brief von Wulff findet, den er ihr vorhält.

Schnell hat sie begriffen und schließt schmerzvoll die Augen.

Von Neuem kniet er vor seinem Weibe: „Else inniggeliebtes Weib, Du hast Deinem Namen Ehre gemacht, Du warst eine echte Kampf! Lieb es auf und vergieb, o vergieb! Laß uns selig, glücklich sein wie einst!“

Voll und klar schlägt sie die Augen auf und sieht ihren Felix an.

„Nun ist alles, alles wieder gut, lieber Mann“, und sie schlingt ihre Arme um seinen Nacken und küßt ihn.

Angesichts der wilden tobenden Horden im Dorfe, angesichts des rauchenden Blutes erschlagener Farmer hatten sich zwei liebende Seelen wieder gefunden. Inbrünstig küßten sie einander in seltsamem Vergessen.

Dann raffte er sich auf.

„Hast Du auch Deine Schmucksachen nicht vergessen, liebste Else?“ frug Felix dann.

Else errötete. „Was lag an mir“, meinte sie leise, „da ich Deines Vertrauens, Deiner Liebe verlustig ging. Nur um des Kindes willen, Felix, folgte ich Dir.“

Er war erschüttert und umarmte sein Weib von Neuem innig.

„Noch wird es Zeit sein, Else. Komm laß uns noch einmal hinunter gehen zu unserem Hause. Du weißt, der liebe Brantschmück ist dabei“, drängte Felix.

Das war bestimmend für Else.

„So komm! Wenn du meinst, daß es noch sicher ist.“

Hastig traten sie in den Hofraum, dem Tore zutreibend, durch das Rastern noch immer Proviant schleppten.

Heyl kam warnend hinzu. „Um Gotteswillen Dünnherr, sind Sie von Sinnen. Samuel's Lunte besehen dort drüben schon die Klippen hinter Ihrem Hause“.

Furchtlos sah ihn Else an. „Man wird uns nichts tun, Herr Heyl, wir behandelten die Leute stets menschlich!“

„Die Leute“ sind jetzt Bestien, Frau Else, bleiben sie,“ rief erregt Caluz, der hinzugetreten war.

Aber schon waren Else und Felix davongestürzt, Caluz eilte ihnen nach — ein wahrer Freund.

Anangefochten erreichten sie ihr Heim, das noch feierlich und unangetastet vor ihnen lag. Noch einmal packte er alles zusammen, belud sich und Caluz mit den Waren und rief dann Else zu, die sofort aus ihrem Zimmer trat, in der Hand ein Kästchen und im Arm einige Kleider.

Felix trat auf Else zu und küßte sie. „Tut es dir sehr wehe, von hier zu scheiden?“ frug er flüsternd.

Sie erwiderte den Kuß und sagte einfach: „Wir lieben uns und sind jung, um ein neues Heim zu schaffen.“

Caluz drängte zum Aufbruch. Else schritt behend voran, Dünnherr folgte, den Schluß bildete Caluz, mit Bündeln beladen, schwer keuchend.

Plötzlich krachte ein Schuß, noch einer, noch einer. Ein lauter Aufschrei und Else brach zusammen.

„Allmächtiger Gott“ ruft Dünnherr, wirft sein Bündel zu Boden und ist mit zwei Sprüngen an Else, die noch leise zuckt, von Blut überströmt. Ihr Kopf ist zu einer unkenntlichen Masse zerfetzt.

„Else! Else! Mein Weib!“ schreit er in wildem wahnsinnigen Schmerz auf und wirft sich über sie, um sie zu decken.

Inzwischen kracht Schuß auf Schuß. Dünnherr will sich erheben, bricht aber im nächsten Moment lautlos zusammen, eine Kugel ist ihm in's Herz gedrungen. Im Tode umfaßt er die Hand seiner Else.

Felix und Else Kampf haben ausgelitten, ihre Liebe, ihre Heimat, ihr Kind, alles, alles zu Ende, erstorben, vernichtet.

Caluz war schnell niedergekniet an den beiden Leichen, er sah, hier ist nichts zu helfen. Er rafft das Kästchen Else's auf, das diese im Fall verloren und stürmt weiter. Die großen Bündel auf dem Rücken die waren seine Rettung. Schlag auf Schlag fühlt er auf den Ballen: die einschlagenden Geschosse der Herero.

Schweißtriefend langte er in der Beste an, mit thränenden Augen, schluchzend, die entsetzliche Kunde bringend.

Der Kommandant kommt hastig herbei und vernimmt die schreckliche Kunde.

„Die Tore zu!“ kommandiert er, „es kommt Niemand mehr hinaus, Posten! Herein nun unbewaffnete Leute oder Weiße.“

Rasselnd schließt sich die schwere Eisentür. Else und Felix liegen auf den Kampfplatz.

Die beiden Löcher im Tore werden mit den Rohren der Maximgeschütze ausgefüllt. In der Richtung nach den Samuel-Klippen fällt die erste Salve aus deutschem Gewehr: Der Kampf beginnt! — —

Schon 14 Tage später ist Otahandya gesäubert, der bestialische Feind vertrieben und ein Trupp Witbois unter deutscher Führung langt an.

Heyl, dessen Frau von den Schrecknissen der letzten Zeit erkrankt ist, steht mit Caluz am offenen Tore der Beste, als die Witbooi-Reiter antommen.

„Sehen Sie,“ sagt Caluz traurig, „Dünnherr hatte doch recht, wie ich!“

Das Kinderherz erwacht in Heyl, eine schwere Träne rollt ihm in den Bart, als er sagt: „Ja die Wette hat er gewonnen, aber Sie wetten nun nicht mehr, Felix Dünnherr und Else — — — — —“

„Kampf“ ergänzt Caluz erschüttert.

Ende!